

(Nachdruck verboten.)

27) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

„Was geht denn der uns an, wenn er auf der Gemischten liegt!“

„Wenn er aber operiert werden muß, wird er der Meubern zugeteilt. Da bekommen wir ihn in Behandlung.“
„Ich mach so eine Operation ganz gerne mit. Da sieht man doch wenigstens was.“

„Dann sollen wir auch einen neuen Inspektor bekommen.“

„Was für einen?“

„Einen Kücheninspektor!“

„Woher weißt Du denn das alles?“

„Die Unteroffiziere erzählten sich gestern abend in ihrem Verschlag davon und da hab ichs von draußen mit gehört.“

„Die wollen auch immer alles wissen, und wenn es darauf ankommt, weiß keiner etwas.“

„Das ist mir auch ganz gleichgültig. Meinetwegen kann kommen wer will! Wenn nur die Dienstzeit zu Ende geht.“

„Selbstverständlich, Kollege. Wieviel Parole?“

„Zweihundertvierundachtzig!“

„Noch viel Zeit. Na — wird schon noch rum gehen.“

„Kapitulierst Du nicht?“

„Seh ich so blödsinnig aus?“

„Man kann doch nie wissen —“

„Aee, Mensch, ich liebe meine Freiheit!“

„Da hast Du recht. Ich auch.“

Lachend gingen Borneman und Böhliche ins Haus zurück.

Weihnachten!

Einige Sanitätsoldaten waren auf Urlaub. Die Da-gebliebenen mußten sich während der Feiertage in die Wachen teilen.

Bolter wurde für den ersten Feiertag zu Polowsky kommandiert.

Seit Weiners Krankheit hatte er sich total verändert. Wenn er vor der Militärzeit schon etwas ernsthaft veranlagt war, so wurde er als Soldat finster und verschlossen. Erst die Freundschaft mit Weiner hellte ihn wieder auf. Nun war der tot. Der Verlust hatte ihn nun ganz still und verbissen gemacht.

Die Bitternisse der letzten Erlebnisse wüteten noch in seinem Innern. Allen Kameraden suchte er auszuweichen und tat nur seinen Dienst mit der nötigen Aufmerksamkeit.

Auf Wache kommandiert, saß er oft stundenlang, ohne sich zu rühren, als schliefe er mit offenen Augen.

Seiner Braut schüttete er sein Herz aus. Sie folgte seinen Ideen und seinem Denken, und auch für seinen wühlenden Schmerz fand sie den richtigen Trost.

Bei der zuberückkehrte er von ihr ins Lazarett zurück. Bei dem Festungsgefangenen Polowsky war er seit seiner ersten Wache nicht wieder. Als er die Zelle des Geisteskranken betrat, dachte er an Bornemanns Vermutungen, die dieser ihm mitgeteilt hatte.

Der abzulösende Sanitätsoldat ging schnell aus der Zelle und Bolter nahm schweigend den leergewordenen Platz am Waschtische ein, gegenüber dem Holzgitter, das ihn von dem Kranken trennte.

Dieser sah auf seinem Bettrand, den Kopf auf die Hände gestützt, ohne bei der Ablösung aufzublicken. Sinnend ließ Bolter seinen Blick über diese Gestalt schweifen.

Also ein Simulant, dachte er sich. Wie wirst Du wohl hin- und hergetrieben worden sein, ehe Du hier landetest. Auch einer von den Duldbenden, den vielleicht die Situation zur Tat zwang. Oder ein Opfer der militärischen Disziplin? Mit Schauern erinnerte er sich des Kasernendrills, der manche Kameraden bis zur größten Wut reizen konnte.

Blöthlich blickte der Gefangene auf und sah Bolter ins Gesicht.

„Du bist's, Bolter?“

„Woher kennst Du mich?“ fragte dieser verwundert.

„Borneman hat mir von Dir erzählt.“

„Aber woher kannst Du wissen, daß ich es bin?“

„Deine erste Wache hattest Du doch bei mir vor Bornemann?“

„Ja.“

„Ich habe Dich gleich wieder erkannt.“

„Was hat Bornemann über mich gesagt?“

„Nichts weiter — als daß Du einer der Ruhigsten und Bemühtigsten der Schüler bist. Bornemann war ja öfter bei mir auf Wache, und da haben wir oft von Dir gesprochen. — Von Deinem verstorbenen Freunde hat er mir auch erzählt.“

„So?“

„Und siehst Du, Bolter, Du hast mich von allem Anfang an interessiert. — Denke ja nicht, daß ich Dir hier etwas vorschwinde. Du — und Bornemann, Ihr seid die einzigen, mit denen ich zu reden wage.“

„Und was bezweckst Du damit?“

„Gar nichts! Glaub mir. Wer seine fünf Jahre im Festungsgefängnis gewesen ist, der sehnt sich danach, mal wieder mit einem Menschen zu sprechen, der kein Gefangener ist, und —“

„Was?“ unterbrach ihn Bolter erschreckt. „Fünf Jahre bist Du im Gefängnis gewesen?“

„Da staunst Du, was? Nun hältst Du mich wohl mindestens für einen Mörder?“

„Das nun nicht,“ erwiderte er zögernd. „Bist Du vor der Militärzeit bestraft worden?“

„Niel. Keinen Pfennig Geldstrafe — gar nichts! Davon kannst Du Dich überzeugen, wenn Du den Krankenbericht über mich in die Hände bekommen kannst.“

„Du bist doch ziemlich intelligent. Wie konntest Du solche Dummheiten begehen?“

„Dereitwegen ich ins Gefängnis mußte? Das ist eine lange Geschichte. Ich kann sie Dir einmal erzählen, wenn Du willst.“

„Was denkst Du nun, was mit Dir hier geschehen wird?“

„Ich werde jedenfalls noch so lange behandelt, als meine Strafzeit dauert. Dann werde ich als dienstuntauglich entlassen werden.“

„Wegen Deiner Krankheit?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sind denn die Ärzte überzeugt, daß Du krank bist?“

„Das ist mir einerlei. Wenn ich Dir meine ganze Geschichte erzähle, wird Dir alles klar werden. — Willst Du sie hören?“

„Warum nicht? Fang nur an, ich höre gern zu.“

„Während der ganzen Zeit, die ich im Lazarett bin, konnte ich meine Lage überdenken. Sechs Jahre fast bin ich durch die Militaria herumgehört worden. Endlich hatte ich Gelegenheit, die Vergangenheit an meinem Geiste vorüberziehen zu lassen. Wie vieles möchte ich ungeschehen machen, wenn ich nur könnte. Aber trotzdem habe ich im wahren Sinne des Wortes keine Schuld. — Na, hör zu. Ich werd Dir alles erzählen.“

Ich greife etwas weit zurück, damit Du mich besser beurteilen kannst. — Von Beruf bin ich Zimmermann, wie Du wohl erfahren haben wirst. Daß meine Kinder- und Lehrzeit nicht die goldigste war, brauche ich gar nicht zu erwähnen. In meinen Gesellenjahren, bis zur Militärzeit, habe ich das deutsche Vaterland nach allen Richtungen kennen gelernt. Und als Zimmermannsgeselle — hast Du ungefähr eine Ahnung von den Arbeiterorganisationen?“

„Nicht viel.“

„Man muß mitmachen. Die Existenz zwingt einen dazu. Und ich machte gern mit. Das war ich meinem Berufe schuldig. Wo mir's nicht paßte, ging ich weiter und war immer ein freier Mann. Ich war ein kräftiger Kerl und konnte es mit mehreren zu gleicher Zeit aufnehmen. Zu einer Brügelei ließ ich mich nie hinarbeiten. Als organisierter Arbeiter stand man den anderen feindlich gegenüber. Ich lebte friedlich mit allen und tat meine Arbeit. Dann kam ich zum Militär. Ich war fest entschlossen, das zu tun, was man mir befehlen würde und hatte mir vorgenommen, meine Pflicht zu tun und sonst das Maul zu halten. Weiß der Teufel, woher sie es erfahren hatten. Jedenfalls wußten sie,

daß ich rot war. Ich hatte mich nie öffentlich hervorgetan, war bloß in unseren Versammlungen. Daß sie wußten, welche Gesinnung ich hatte, merkte ich an meiner Behandlung, und den Drill ließ ich über mich ergehen. Denn mehr wie unfaßlich kann man doch nicht, dachte ich mir. Aber die kleinsten Schikanen und giftigen Sticheleien konnte ich kaum ertragen. Da heißt es eben die Zähne zusammenbeißen, nichts merken lassen, durch! — Mit einem Male war ich im Loch! Wie ich hineingefommen, ist mir jetzt noch schleierhaft. Ein Unteroffizier hatte mich wegen einer Kleinigkeit gemeldet. Natürlich blühten mir sofort drei Tage Mittel. Und nun kam meine traurigste Zeit! Alle Kameraden zogen sich von mir zurück, keiner wollte mit mir in Verbindung gebracht werden. — Ich wurde abgebrüht, leichtsinnig, mußte mich öfter mit der Holzprüsche im Arresthause begnügen. Es war mir schon alles egal. Keine Kameraden, keine Freude am Dienst, Plakereien, Quälereien! Alles trostlos rings um mich. Wie das so kommt, kannst Du Dir denken. Mein Korporalschaftsführer war die größte Giftbeule, die ich im Leben kennen gelernt habe. Was der mir alles getan hat! Schinderei meiner Person genügte ihm nicht. Er mußte es auf die Spitze treiben, bis auch bei mir die Geduld zu Ende war. Er hekte meine Stubenkameraden auf mich! Nicht etwa mit Worten! Er machte es schlauer. Wenn er mich drillen wollte, fuzionierte er die anderen auch mit. Da diese nun auch dauernd zu leiden hatten, hielten sie mich für die Ursache, und ihre Abneigung verwandelte sich in Haß und Wut. Das wollte ja nur der Korporalschaftsführer. Er selbst konnte mich nun melden bei jeder Kleinigkeit. Handgreiflich wagte er nicht zu werden, dafür erwartete er es von der Korporalschaft. Einzeln wagten die sich auch nicht an mich heran, denn sie fürchteten meine Muskeln. Kannst Du Dir eine Vorstellung von meinem Leben machen?"

(Fortsetzung folgt.)

Schiller im Urteil Goethes.

Zum bevorstehenden Schiller-Jubiläum willkommen erscheint eine Schrift, in der Goethes Urteile über seinen Freund und Mitstreiter gesammelt sind. („Schiller im Urteil Goethes“ von Professor P. Uhle; Verlag von W. G. Teubner in Leipzig.) Aus dem weitverzweigten Material ist im folgenden eine Auswahl getroffen, die Goethes Stellung zu Schiller und Goethe selber nicht minder charakterisiert.

Mein Verhältnis zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beider auf einen Zweck, unsere gemeinsame Tätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten. Bei einer garten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam und woran ich durch eine Stelle seines Briefes wieder erinnert werde, machte ich folgende Betrachtungen: Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere uns als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt, die letztere ist eigentlich die Natur der Poesie, sie spricht ein Besondere aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält sogleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erst spät.

Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate. So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob, wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfang, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg. Ich besaß die entwickelnde, entfaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende, ordnende, mit den Erscheinungen weiß ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen. Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reise genoh, wie sie der Mann wohl wünschen sollte, deshalb denn zu der Differenz der Individualitäten die Gärung sich gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiteten hatte, weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und Treue im hohen Grad gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen.

Ich habe die Natur bis in die kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schiller lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem „Tell“ von Schweizer Lokalität ist, habe ich ihm alles erzählt, aber er war ein so bewunderungswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte. Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer anderen Literatur seines-

gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiste, doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätte es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben.

Durch alle Werke Schillers geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideale. Er war so wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie man an den Briefen über den „Wilhelm Meister“ sieht, den er bald so, bald anders haben will. Ich hatte immer zu tun, daß ich feststand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte.

Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter, doch war es wunderbar, daß ihm noch von den „Räubern“ her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. Er war ein wunderlicher, großer Mensch. Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeter, jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgehritten in Weisheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Schiller mochte sich stellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste der Neueren, ja, wenn Schiller sich die Nägel abschneid, war er größer als diese Herren.

Meine Korrespondenz mit Schiller von 1794 bis 1805 wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja, ich darf sagen, den Menschen geboten wird, zwei Freunde der Art, daß sie sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich exhortieren. Mir ist dabei wunderbar zumute, denn ich erfahre, was ich einmal war. Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand, in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam parforce heben, durch innere Ueberlässigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern, so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Wertes herauskommt. Höchst erbäulich wird es sein, denn jeder tüchtige Kerl wird sich selbst daran zu trösten haben.

Wenn man Schillers und meinen Briefwechsel liest, da findet man wohl, daß diese Kerls es sich ganz anders sauer werden, ganz höflich ernst sein ließen. Und man wunderte sich, daß sie sich so viel Mühe geben mochten. Die albernern Burichen dachten nach, suchten sich alles klarzumachen, Theorien von dem, was sie geschaffen hatten, zu ergrübeln; hätten es sich leichter machen können und lieber was Frisches schaffen. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich leider auch durch Leiden und Quengeleien des Tages dem Beschauer oft verblümmert wird, doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten buntgrauen Erdenlebens. Die ersten Jahre höchst reich und prägnant, weil wir uns erst begreifen mußten und, an verschiedenen Orten lebend, briefliche Unterhaltung ernstlich zu pflegen genötigt wurden. Späterhin hat sich die Gesinnung schon ausgeglichen, wir wohnten an einem Ort und so ist wenig Schriftliches übriggeblieben.

Schiller konnte, was ich gar nicht kann, etwas Unmittelbares in seine Arbeiten hineinnehmen, wie der den „Tell“ schrieb, schweizerische Gedichte lesen, Topographien in seinem Zimmer aufhängen u. dergl. Er hatte ein furchtbares Fortschreiten: wenn man ihn nach acht Tagen wiedersah, so fand man ihn anders und staunte und wußte nicht, wo man ihn anfassen könnte. So gieng immer vorwärts bis sechsundvierzig Jahre, da war es denn weit genug. Er hätte zwei Trauerspiele jährlich liefern können, aber mehr nicht, nur noch außerdem Uebersetzungen, Musenalmanach u. dergl. Denn 100 Carolin, das klingt gut und er brauchte es für sich und seine Frau, denn er hatte deswegen vom Herzog ein mäßiges Gehalt verlangt, aber ausgemacht, es müßte verdoppelt werden, sobald er untüchtig zum Arbeiten wäre. Das gab ihm der Herzog gerne, weil er überhaupt eine Art Geiz auf große Männer hatte und darin in Weimar mehr tat als ein König.

Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagessen vor seinem Studierpult. Ich behauptete immer, der Dichter dürfe nicht eher ans Werk gehen, als bis er einen unwiderstehlichen Drang zum Dichten fühle. Und diesen Grundsatz befolge ich auch, ihm verdanke ich mein heiteres Aller. Schiller dagegen wollte das nicht gelten lassen. Er behauptete, der Mensch müsse können, was er wolle, und nach dieser Manier verfuhr er auch. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Schiller stellte sich die Aufgabe, den „Tell“ zu schreiben. Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit so viel Spezialarten der Schweiz zu bekleben, als er austreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das genaueste bekannt war. Dabei studierte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich über die Arbeit, und buchstäblich genommen stand er nicht eher vom Platze auf, bis der „Tell“ fertig war. Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich — nicht, wie ihm fälschlich nachgesagt worden — Champagner, sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich

munter zu erhalten. So wurde der „Zell“ in sechs Wochen fertig, er ist aber auch wie aus einem Guß.

Wir waren, wie gesagt und wie wir alle wissen, bei aller Gleichheit unserer Richtungen Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht nur in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Lust, die Schiller wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses und jenes zu notieren. Ich hatte aber nicht lange gelesen, als ich mich von einem heimlichen Uebelbefinden überfällt fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wiederhergestellt fühlte. Indes war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.

Schiller schied sich trefflich zu einem Redakteur, den inneren Wert eines Gedichtes über sah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu weitläufig ausgetan hatte oder er nicht endigen konnte, wußte er das Ueberflüssige schnell auszufordern. Man muß ein alter Praktikus sein, um das Streichen zu verstehen. Schiller war hierin besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines „Mufenalmanachs“ ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduzieren, und zwar hatte das Produkt durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren.

Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren unserer Literatur versichert haben, er sei keiner. Er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tache et sans reproche (ohne Furcht und Tadel). Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt, ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeugungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kockebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Mel darüber fast krank wurde.

Beleuchtungsfragen.

In der „Elektrotechnischen Zeitschrift“, dem führenden deutschen elektrotechnischen Fachblatt fand in den letzten Monaten ein lebhafter Meinungsaustausch über die Frage der Popularisierung der elektrischen Beleuchtung statt. Die Einführung der Metallfadenslampen, deren Energieverbrauch weniger als ein Drittel der früher verwendeten Kohlenfadenglühlampen beträgt, hat die elektrische Beleuchtung so billig gemacht, daß sie — was die reinen Unterhaltungskosten betrifft — sogar schon der Petroleumbeleuchtung ernsthaft Konkurrenz machen kann. Eine Petroleumlampe mit einem 14“ Brenner z. B. braucht bei einer für die Tischbeleuchtung in Betracht kommenden Lichtstärke von 10 Hefnerkerzen (Hefnerkerze stellt eine von der Wissenschaft willkürlich angenommene Einheit der Lichtstärke dar, eine Stearinkerze erzeugt etwas mehr als eine Hefnerkerze Licht) ungefähr 35 bis 40 Gramm Petroleum in der Stunde. Bei den heutigen Petroleumpreisen entspricht dies zirka 0,75 Pfennig die Stunde. Eine elektrische Metallfadenglühlampe von der gleichen Lichtstärke würde bei Berliner Energiepreisen in der Stunde nur zirka 0,5 Pf. an „Brennstoff“ kosten. Man erhält nun leider bei Metallfadenslampen nicht Lampen für so kleine Lichtstärken, wenigstens nicht zum direkten Anschluß an die städtischen Netze. In Berlin z. B. hätte die kleinste Lampe, die man direkt einschalten könnte, schon eine Lichtstärke von 25 Kerzen und würde daher pro Stunde 1 Pf. kosten. Es steht also außer Frage, daß in vielen Fällen die elektrische Beleuchtung keineswegs die Luxusbeleuchtung zu sein braucht, für die sie vielfach noch angesehen wird. Die elektrische Beleuchtung würde jedenfalls die Petroleumbeleuchtung schneller verdrängen können, wenn man die Elektrizität ebenso wie das Petroleum beim nächsten Kolonialwarenhändler liter- oder kiloweise kaufen und in ebenso billigen und unverwüßlichen Lampen wie den Petroleumlampen verbrennen könnte. Die Verkäufer der elektrischen Energie machen ja den Verbrauch den Konsumenten anscheinend bequemer, da sie ihnen die Elektrizität ins Haus, sogar bis in die Lampe liefern. Aber nur anscheinend bequemer, denn sie liefern sie nicht „frei“ Haus, sondern indirekt mit recht hohen Zustellungskosten verknüpft. Diese Kosten entstehen durch den Geldaufwand, den die Installation erfordert und die allgemein übliche umständliche Verkaufsweise nach Zählern. Die Elektrizitätswerke haben daher auch ganz richtig erkannt, daß alles daran gesetzt werden muß, die Installation zu erleichtern. Unsere Hausagrarier haben, wenn es sich nicht um hochbezahlte Wohnungen handelt, kein materielles Interesse daran, neue Installationen auszuführen. Es ist daher erforderlich, daß die Elektrizitätswerke die Installationen auf ihre eigenen Kosten ausführen. In welcher Weise sich die Werke für die dadurch entstehenden Kosten schadlos halten

fallen, darüber sind noch die Meinungen geteilt. Die Berliner Elektrizitätswerke erhöhen z. B. in den Anlagen, in denen sie die Installation umsonst ausführen, den Strompreis von 40 auf 50 Pf. Ein anderer Punkt, der für die Popularisierung sehr wichtig ist, ist die Art und Weise der Bezahlung für die elektrische Energie, die heute fast überall in Deutschland nach Zählerableisungen wie bei Gasableisungen geschieht. In der kleinen Anlage, wo vielleicht nur 1 oder 2 Lampen brennen, muß dann ein teurer Zähler dauernd aufgestellt sein, es muß öfters abgelesen werden, Rechnungen müssen aufgestellt und eingefasert werden, kurz der Apparat läßt an Schwerkraftigkeit nichts zu wünschen übrig. Auch dafür sind bereits vernünftige Gegenvorschläge vorhanden, die auch zum Teil ins praktische Leben getreten sind. Es gibt z. B. Elektrizitätszählerautomaten, die genau wie die bekannten Gasautomaten nach Einwurf einer bestimmten Münze ein gewisses Quantum Elektrizität aus dem Netz zu entnehmen gestatten. Aber diese Apparate sind noch zu teuer, um allgemeine Verbreitung zu finden. Viel zweckmäßiger wäre es, eine bestimmte Summe nach dem sogenannten Pauschalsystem pro Lampe und Jahr zu erheben. Man könnte je nach den örtlichen Verhältnissen mit 5 bis 8 Mk. für eine Lampe pro Jahr rechnen; Kosten, die heute unter Umständen für eine Petroleumbeleuchtung auch aufgewendet werden müssen.

Diese Vorschläge, die von den Elektrizitätswerken ausgehen, sind natürlich in der Hauptsache gemacht, um den Elektrizitätswerken erhöhte Einnahmen und den elektrotechnischen Fabriken größere Absatzmöglichkeiten zu sichern, besonders da diese nicht mit Unrecht unter dem Einflusse des neuen Leuchtmittelsteuergesetzes eine Abnahme des Glühlampentonsums befürchten. Aber wir, die Konsumenten, haben noch mehr Grund, eine Popularisierung der elektrischen Beleuchtung und ein allmähliches Verdrängen der Petroleum- und Gasbeleuchtung durch das elektrische Licht herbeizuführen. Ein Petroleumbrenner der üblichen Lampen entwickelt nämlich pro Stunde ungefähr 80—90 Liter Kohlenäure, ein Gasglühlampentbrenner 180 Liter, eine Glühlampe aber gar keine Kohlenäure. Was das Brennen von elektrischem Licht für die Verbesserung der Luft in hygienischer Beziehung bedeutet, läßt sich aus diesen Zahlen klar erkennen, wenn man überlegt, daß „schlechte“ Luft nichts anderes als kohlenäuregeschwängerte Luft ist. Ein Gasglühlampentbrenner entzieht der Luft ebensoviele Sauerstoff wie vier Menschen. Man kann mit Witander, dem Direktor des Göttinger Elektrizitätswerkes, sagen, daß der Ersatz der Gas- und Petroleumbrenner durch elektrische Lampen dieselbe Wirkung auf die Luft in der Wohnung haben wird, als ob deren Rauminhalt verdoppelt oder vervielfacht würde. Bei der Wohnungsnot in den Großstädten und den überfüllten Wohnungen wäre eine Einführung der elektrischen Beleuchtung eine hygienische Großtat.

Auch was die Wärme- und Wasserdampfentwidelung betrifft, steht das elektrische Glühlicht an erster Stelle in hygienischer Beziehung. Ein zehnkerziger Petroleumladbrenner gibt pro Stunde 75 Gramm, ein 50 kerziger Gasglühlicht 320 Gramm, eine Glühlampe gar keine Feuchtigkeit ab, während ein Mensch bei kräftiger Arbeit 80 bis 130 Gramm Feuchtigkeit pro Stunde durch Atmung und Hautausdünstung abgibt. Ebenso günstig ist die Wärmeentwidelung, da das elektrische Glühlicht fast gar keine Wärme gegenüber Gas und Petroleum entwickelt.

Es ist aus diesen Gründen nur zu wünschen, daß die Popularisierung der elektrischen Beleuchtung recht rasche Fortschritte machen würde. Da aber wohl bis auf weiteres die Petroleumlampe nicht so schnell aus allen Wohnungen verdrängt sein wird, seien hier noch einige Bemerkungen über den Beleuchtungswert dieser Lampen nach Ausführungen von Monasch, eines der wenigen, der diese Lichtquellen einer wissenschaftlichen Untersuchung würdigte, angeführt. Zu den verbreitetsten Petroleumlampen gehören die sogenannten Küchenlampen; das sind nackte Petroleumlampen mit Zylindern ohne jede Glode, nur mit einem Reflektor. Für eine eigentliche Beleuchtung sollen diese Lampen nie verwendet werden. Sie dienen dazu, einen Punkt anzudeuten, einem auf der Treppe ankommenden zu zeigen: hier ist Licht. Eine Beleuchtung auf einem Tisch oder an einem Kochherd liefern sie nicht. Die kann nur von der Hänge- oder Kochlampe mit dem großen Milchglaschirm geliefert werden. Hat die Lampe keinen Schirm, so geht der größte Teil des Lichtes nutzlos an die Decke, während nach unten nur wenig Licht geworfen wird. Durch den Milchglaschirm verschieben sich jedoch die Verhältnisse, so daß der Hauptlichtstrom dorthin geworfen wird, wo er benötigt wird, nämlich nach unten. Was die Beleuchtung selbst betrifft, so sind die Petroleumlampen oft ganz ausreichend. Für die Beurteilung der Beleuchtungsstärke ist die Forderung des Breslauer Augenarztes Dr. Cohn maßgebend, der feststellte, daß das menschliche Auge bei 60 Lux ist das Maß für die Beleuchtung) etwa so gut und so bequem wie bei Tage sehen kann und der daher den fünften Teil dieses Wertes als hygienisches Minimum vorschlug. Bei einer 14 linigen (1 Linie = 2,180 Millimeter) Petroleumglühlampe ist der Wert von 60 Lux nur in 15 bis 25 Zentimeter Entfernung vom Lampenfuß vorhanden, während das hygienische Minimum bei 70 Zentimeter Entfernung erreicht wird. Bei einer 16 linigen Lampe erstreckt sich die Zone von 60 Lux bis 35 Zentimeter. Man wird daher im allgemeinen in der Nähe der Lampen gut lesen und arbeiten können, sollte aber nie weiter als 50—60 Zentimeter entfernt sitzen. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die teuerste

Beleuchtung heute die Kerzenbeleuchtung ist. Um die gewiß nicht glänzende Beleuchtung wie mit einer 14 lincigen Petroleumlampe zu erzielen, müßte man acht Stearinkerzen brennen, die pro Stunde 3/4 bis 65 Gramm Stearin, d. h. für circa 9 Pf. verzehren würden, während die Petroleumbeleuchtung weniger als den zehnten Teil kosten würde. Allerdings wer sich mit dem matten Schein eines Talglüchtes begnügt — oder begnügen muß, hat die billigste Beleuchtung, muß aber auf alle Forderungen der Hygiene und der Bequemlichkeit dabei verzichten. Stß.

Kleines feuilleton.

Beachtliches.

Vom altgriechischen Volksschulwesen. Ueber das Unterrichtsweisen der griechischen Antike, einem bisher verhältnismäßig wenig bekannten Gegenstand, gibt eine Inschrift, die vor kurzem bei den Ausgrabungen in der kleinasiatischen Stadt Miletutage gefördert worden ist, wertvolle Aufschlüsse. In der alljährlich einmal stattfindenden gemeinsamen Sitzung der fünf Akademien in Paris sprach nun der Historiker Haussoullier „im Anschluß“ an diese Inschrift über die Volksschule in Milet. In Griechenland — führte er aus — namentlich in den Demokratien hat das öffentliche Erziehungsweisen allezeit eine wichtige Rolle gespielt. In Milet war seine Leitung einem alljährlich ernannten Kollegium von gewählten, unbesoldeten Beamten, den Pädonomen oder Hütern der Jugend anheimgegeben. Schwierigkeiten bot das Schulbudget dar, namentlich in ungünstigen Finanzjahren, wie sie gerade gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, in der Epoche, aus der die Inschrift stammt, nicht selten waren. Die Bewohner von Milet bemühten sich in solchen Fällen nicht, neue Steuerquellen zu erschließen, sondern trüben einfach die Ausgaben für die Schule aus dem Budget. Nicht als ob sie daran gedacht hätten, den Unterricht aufzugeben oder einzuschränken, sondern dieses Verfahren war ein wirksames Mittel, die reichen Bürger zu freiwilligen Spenden heranzuziehen. Die aufgefundenen Inschrift ist ein langes, die Erkenntlichkeit der Gemeinde aussprechendes Dekret zu Ehren eines Bürgers, namens Eudemos, der 60 000 Drachmen zur Erziehung von Kindern freier Eltern gespendet hatte. Die Summe sollte angelegt und ihre Erträgnisse zur Besoldung und zur Veranstaltung einer Schulfeier mit Gottesdienst verwendet werden. Die Miletier hatten beschlossen, aus den Erträgnissen der Stiftung acht Lehrer zu besolden, und zwar vier Lehrer der Gymnastik und vier Schulmeister. Das Dekret gibt genaue Vorschriften über die Wahl dieser Lehrer. Die Kandidaten, die Bürger von Milet sein müssen, haben sich im Sekretariat der Pädonomen innerhalb eines festgesetzten Zeitraumes anzumelden. Ihre Namen sind dann in der schönsten Säulenhalle der Stadt anzuschreiben. Acht Tage nach Ablauf des Termins findet im Theater eine Volksversammlung statt. In der Orchestra nehmen Priester und Beamte Platz, ebenso der Stifter oder in der Folge sein ältester Nachkomme. Das Amphitheater füllen Tausende von Bürgern. Eudemos bringt das Weihrauchopfer dar, während der Herold im Namen der Versammlung folgendes Gebet vorträgt: „Wenn ich als Meister der Gymnastik und als Schulmeister diejenige wähle, die ich für die Tauglichsten zur Gut der Kinder halte, ohne mich durch ungerade Einflüsse bestimmen zu lassen, so schlage alles bei mir zum Guten aus, wo nicht, alles zum Bösen!“ Hierauf kommen die Kandidaten an die Reihe. Einer nach dem anderen verläßt das Amphitheater und schreitet dem Orchester zu, wo er in die Hände der Priester und des geweihten Herolds einen Schwur ablegt. Er lautet bei Gymnasten und Schullehrern gleich, nur daß die ersten Hermes, die anderen Apollo und die Mufen anrufen: „Ich schwöre, daß ich keinen Miletier um seine Stimme gebeten und niemand zu diesem Zweck beauftragt habe.“

Ueber die Schuleinrichtungen führte der Vortragende folgendes aus: Der Unterricht wurde in der Palästra erteilt, deren Ruinen 1907 erschlossen worden sind. Ein von Säulengängen eingefasster Hof diente für den gymnastischen Unterricht, dahinter lagen fünf Zimmer von 8 Meter Länge und 4 bis 10 Meter Breite. Der große Mittelsaal diente ohne Zweifel für außerordentliche Versammlungen und für Vorträge von außerhalb gefommener Lehrer, die anderen Räume stellen die Klassenzimmer der vier Lehrer dar. In Milet war anscheinend die Palästra nur für Knaben bestimmt, wogegen in anderen jonischen Städten Knaben und junge Mädchen auch höherer Klassen gemeinsam ihre gymnastischen Übungen ausführten. Die Schüler waren verschiedenen Alters. Plato fordert den Beginn der kriegerischen Erziehung schon im 6. Jahre, der Vortragende nimmt aber an, daß der Besuch der Palästra und der Volksschule vom 7. bis 13. oder 14. Jahre gedauert habe. Ueber die Unterrichtsmethoden in Milet können wir nur Mutmaßungen anstellen da das im Dekret mehrfach erwähnte Schulgesetz uns nicht erhalten ist. Aber wir kennen Typen des Grammatik-Unterrichts aus Naukratis, einer uralten ägyptischen Kolonie in Aegypten. Ein kürzlich publiziertes Tafelchen aus dem Besitz des Britischen Museums läßt gerade keine hohen Vorstellungen von der klassischen Unterrichtsmethode zu. — Von Interesse ist noch das Kapitel der Lehrerbildung. Auch der Volksschullehrer der Antike war nicht auf Rosen gebettet, immerhin nicht wie heute auf

einen Hungeretat gesetzt. Der Gymnastiklehrer bezog 30 Drachmen, der Schullehrer 40 Drachmen monatlich, was ungefähr auf den Lohn eines geschickten Arbeiters hinausläuft. Der kirchlichen Obrigkeit aber war er untertan wie heute im frumden Deutschland. An Festtagen mußte er die Prozession seiner Jünger anführen. Seine soziale Stellung war nichts weniger als angesehen. Der Satiriker Lucian läßt einen Philosophen bei seiner Rückkehr aus der Unterwelt sagen: „Du hättest wie niemals in deinem Leben gelebt, wenn du da unten die gesehen hättest, die bei uns Könige und Statthalter waren. Jetzt sind sie Bettler und das Elend hat sie gezwungen, gefalzene Fische zu verkaufen oder Kindern das Alphabet zu lehren.“

Medizinisches.

Ueber die Arteriosklerose (Aderverkalkung) und die durch sie verursachten nervösen und psychischen Störungen veröffentlicht Geh. Med.-Rat Prof. A. Cramer in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ einen Vortrag, den er zuvor auf dem Internationalen medizinischen Kongreß in Budapest gehalten hat. Die Arteriosklerose ist bekanntlich die Krankheit, an der alle Menschen, die nicht an einer akuten, spezifischen Erkrankung sterben, schließlich zugrunde gehen. Sie ist also die typische Alterskrankheit, kann aber auch bei verhältnismäßig jugendlichen Personen unter abnormen Verhältnissen auftreten und bei ihnen dieselben schweren Störungen hervorrufen, die schließlich den Tod zur Folge haben. Aus uns unbekanntem Gründen lagern sich aus den Körperflüssigkeiten im Laufe der Jahre in den Wandungen der Arterien, der ernährenden Blutgefäße, Kalkpartikelchen ab. Diese vermehren sich immer mehr, beschränken die Elastizität der Arterienwände und können sogar das Lumen der Gefäße, deren Öffnung vollkommen verschließen. Was die Folge eines solchen Verschlusses ist, liegt auf der Hand. In das von der betroffenen Arterie versorgte Gewebe bringt kein frisches Blut mehr; schließlich stirbt das Gewebe ab. Je mehr Gefäße verkalft sind, um so größer sind die Ernährungsstörungen, die zuletzt den vollständigen Tod zur Folge haben; besonders dann, wenn Gefäße zu edlen Organen, dem Herzen, den Nieren, dem Gehirn usw., in hohem Maße von der Erkrankung betroffen sind. Die Erscheinungen, die die Arteriosklerose der Gehirn- und Rückenmarksgefäße hervorruft, schildert Prof. Cramer nun eingehender. Wie die allgemeinere Form der Arteriosklerose solche Menschen am frühesten heimjucht, die sich im Uebermaß dem Genuß starker Getränke oder anderer Erregungsmittel hingeben, also namentlich Alkoholiker, starke Raucher usw., so auch die Arteriosklerose des Zentralnervensystems. Charakteristische Symptome für die fortgeschrittene Erkrankung sind Schwindelgefühl, häufiger Kopfschmerz und Abnahme des Gedächtnisses. Dadurch werden die betroffenen Personen in ihrer Arbeitsfähigkeit sehr erheblich gestört und namentlich durch sich wiederholende Schwindelanfälle darauf geführt, daß sie ernstlicher erkrankt sind, nicht nur gewöhnliche Kopfschmerzen haben. Die Abnahme des Gedächtnisses bereitet ihnen die größten Unannehmlichkeiten, namentlich wenn sie noch irgend wie beruflich tätig sind. In seltenen Fällen leiden auch die ethischen Begriffe solcher Arteriosklerotiker großen Schaden, ihr Schamgefühl läßt zusehends nach, sexuellen Versuchungen gegenüber werden sie machtlos und können so auf Grund begangener Sittlichkeitsvergehen strafrechtlich verfolgt werden, ohne daß ihre Erkrankung rechtzeitig erkannt ist. Als Lokalsymptome nennt Cramer Verlangsamung der Sprache, Trägheit der Pupille, die sich gegenüber Lichtveränderungen starr verhält, Gesichtsmuskellähmungen. Diese Erscheinungen beruhen auf der Erkrankung gewisser aus dem Gehirn direkt kommender Nerven, die durch die arteriosklerotischen Gefäße nicht mehr genügend ernährt werden.

Außer diesen nervösen Erscheinungen, den Erkrankungen einzelner Nervengebiete, kann die Arteriosklerose herbeiwirft im Gehirn auftreten oder das ganze Gehirn ergreifen. Dadurch entstehen im Gegensatz zu den genannten Erkrankungen, bei denen der Intellekt erhalten ist, psychische Störungen, reine Geisteskrankheiten. Sie geben sich kund in zunehmender Abnahme der geistigen Kräfte. Im Anschluß an Gedächtnisschwäche kann es zum allmählichen Verlust der Intelligenz kommen, der schließlich bis zur Verblödung führen kann. Dies ist namentlich bei der diffusen, über das ganze Gehirn verbreiteten Form der Arteriosklerose der Fall. Sehr häufig sind Depressionszustände, Mißstimmungen ohne Grund, Angstvorstellungen. Die Kranken bilden sich ein, alle möglichen unangenehmen Eigenschaften oder Eigentümlichkeiten zu haben, von denen in Wirklichkeit keine Rede ist. Schließlich gibt es eine auch bei anderen Gehirnkrankheiten auftretende Gruppe von Erscheinungen, die sich in unangebrachter Fröhlichkeit, in leichtsinnigen, großsprecherischen Reden, in Größenwahn kundgeben. Auch Sinnesläsungen kommen vor; die Kranken hören auf sich einreden und werden dadurch zu Gegenmaßnahmen veranlaßt. So kann die Arteriosklerose des Gehirns die schwersten psychischen Störungen hervorrufen, ähnlich wie die Gehirnweichung, wenn freilich letztere auch schwerer zu verlaufen und im Gegensatz zur Arteriosklerose auch jüngere Personen zu befallen pflegt. Die Kenntnis der genauen Krankheitsbilder ist von großer praktischer Bedeutung, weil bei frühzeitiger Diagnose die Arteriosklerose durch eine entsprechende Behandlung bis zu einem gewissen Grade aufgehalten werden kann. W.